

RONALD HITZLER · KÖLN

Lebensstile und Freizeiträume Von „deutscher Gemütlichkeit“ zu globaler Heimatlosigkeit?

1. „Gemütlichkeit“ als Freizeitqualität

Wenn es so etwas wie einen typischen Charakterzug deutscher Mentalität gibt, dann ist es wohl der „*Wille zur Gemütlichkeit*“. Diese Einstellung, die darauf zielt, bedürfnisfreies Wohlbefinden durch Ausklammerung problematischer Erinnerungen, Interessen und Erwartungen herzustellen und aufrechtzuerhalten, also sozusagen „die Wirklichkeit zu überlisten“ (vgl. Schwarz 1982), prägt mehr oder weniger deutlich insbesondere unsere privaten Kulturen. Dieser „Wille zur Gemütlichkeit“ ist ein mentales Erbe unserer Geschichte, das in der Bundesrepublik quer durch alle Lebensstile gepflegt und weitergereicht wird. In dieser Hinsicht ist nicht nur der bekannte „Michel“ deutsch, sondern auch der jungdynamische Karrierist, die Barfrau ebenso wie die alternative Ökosozialistin, der Punker wie der Rentner. Andererseits sind wir längst so „amerikanisiert“, sind wir in so viele unterschiedliche Möglichkeiten, Waren und Ideen zu konsumieren, verstrickt, daß wir uns wohl kaum noch darauf einigen könnten, was nun eigentlich mit „Gemütlichkeit“ tatsächlich gemeint ist. „Gemütlichkeit“ bedeutet heute sozusagen für jeden etwas anderes, aber der Wille zur „Gemütlichkeit“ ist nach wie vor allgemein verbreitet.

„*Gemütlichkeit*“ und *Konsum*, inzwischen nicht mehr nur problematisiert im jugendlichen Protest, sondern auch irritiert durch die politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen selber, stehen trotzdem nach wie vor für freizeitliche und freiräumliche „Lebensqualität“, für jene Qualität der Verfügbarkeit und Gestaltbarkeit der je eigenen Bedürfnissen, Interessen und Wünsche. In seiner Freizeit, die demnach als „die von institutionellen Zwängen freie Zeit“ zu definieren wäre, bastelt der Mensch, in modernen Gesellschaften wie der unseren, an seiner individuellen Kultur, an seinem persönlichen Selbstverständnis, indem er sich sozusagen in einem „Supermarkt“ materieller und ideeller Güter seinen Ambitionen und Möglichkeiten entsprechend bedient. Sein Leben, bzw. das Leben, das er im Grund als sein „wirkliches Leben“ betrachtet, lebt der moderne Mensch typischerweise in den Freizeiten und Freiräumen einer, allerdings ziemlich diffusen, Privatsphäre.

Die großen Institutionen von *Wirtschaft und Politik*, von Medien und Religion, erscheinen dem Normalbürger gemeinhin anonym, fremd und undurchschaubar. In dem Maße, wie er mit ihnen konfrontiert ist, erfährt er sich als Träger bestimmter Funktionen, als Erbringer bestimmter Leistungen, als Empfänger bestimmter Sanktionen. Außerhalb solcher institutioneller Rollenerwartungen hingegen fühlt er sich

frei, sein Leben nach seinem eigenen „Gusto“ einzurichten. Aber auch der private Bereich ist für die meisten von uns nicht „aus einem Guß“, sondern aufgeteilt, parzelliert in eine Vielfalt von zum Teil aufeinander bezogenen, überwiegend aber völlig voneinander unabhängigen Aktivitäten und sozialen Veranstaltungen: In Familie, Verwandtschaft, Liebschaft, Freundschaft und Nachbarschaft, in Cliques, Clubs, Vereine und Organisationen, in Parties, Feste, Feiern, in Sport und Spiel und Hobbys, in Lesen, Musikhören und Fernsehen, in Einkaufen, Ausgehen und Urlaub machen usw. Kurz: Unser privater Freizeitraum ähnelt eher einem bunten Flickenteppich als einem kunstvollen Gewebe, gleicht eher einer absurden Collage als einem harmonischem Gemälde (Vgl. Hitzler 1985a; Gross, Hitzler, und Honer 1986).

2. Freizeit als Zeitraum freiwilligen Konsums

Selbstverständlich ist dieser *Freizeitraum* faktisch keineswegs abgekoppelt von unseren allgemeinen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Oder anders ausgedrückt: Man kann nicht über freie Zeiträume reden, ohne sie ins Verhältnis zu setzen zu un-freien, zu Zwangszeiträumen. Und wie dieses Verhältnis nun plausiblerweise zu bestimmen sei, das ist denn auch eines der beliebtesten Themen, sozusagen ein „Dauerbrenner“, der mit dem Thema Freizeit befaßten Sozialwissenschaftler: Am nahe-liegendsten scheint es, unter Freizeit das zu verstehen, was übrig bleibt, wenn man alles andere von der Gesamtzeit abgezogen hat. Nur: Was ist „alles andere“? Ist „alles andere“ das, was aus Pflichtgefühl getan wird, während Freizeit dann eben frei von Pflichten und Verpflichtungen wäre? (Vgl. Dumazedier 1974). Wo, wie und wann aber beginnen und enden dann berufliche, politische, soziale, religiöse, familiäre „Pflichten“? Und wie steht es mit Schlafen, mit Essen und mit Körperreinigung? Mit Bildung und Fortbildung? Muß der Freizeitraum klassen- und schicht-, oder muß er gar alters- und geschlechtsspezifisch differenziert werden? Kommen wir ihm näher dann, wenn wir ihn in Beziehung setzen zu den Rollen, die wir sonst noch spielen? (Vgl. exemplarisch Scheuch 1972a und 1972b).

Wenn wir aber nicht versuchen, Freizeit „objektiv“ zu definieren, sondern aus der *Perspektive des tatsächlichen Erlebens* zu bestimmen, was als „freier“ Zeitraum gelten kann, dann erkennen wir unschwer, daß dieses Phänomen etwas mit der Erfahrung subjektiver Verfügbarkeit zu tun haben muß, mit Verwirklichung, mit Ausdrucksmöglichkeiten, vielleicht auch mit aktueller Befriedigung. Um es pathetisch auszudrücken: Als „frei“ erfahren wir einen Zeitraum eigentlich nur dann, wenn wir sagen können: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!“ – Und in diese Richtung, nämlich auf die Möglichkeiten, die wir modernen Menschen (noch) haben, entlang oder entgegen großorganisatorischen Strukturen und Entwicklungen, unser Leben selbstbestimmt und eigenverantwortlich zu gestalten, zielt auch unser ganzer Forschungsansatz ab, darin bündeln sich unsere verschiedenen Arbeiten und Projekte (v.a. über Heimwerker und Mediziner, über Bodybuilder und Helfer, über Narren und über Parlamentarier).

Wir erwarten, daß der Anteil der Nicht-Erwerbsarbeitszeit durch Arbeitszeitverkürzungen und durch Kurzarbeit und Arbeitslosigkeit am Tageszeitbudget und, durch späteren Berufseintritt und frühere Pensionierung, auch am Lebenszeitbudget weiter zunehmen wird. D. h.: Die Bedeutung des Produktionssektors für die Lebensplanung und Lebensgestaltung, also sozusagen für das Selbstverständnis des einzelnen, wird weiterhin abnehmen. Daher vor allem erscheint es uns sinnvoll und erforderlich, die aktuellen und zu erwartenden sozialen und ökonomischen Entwicklungen auch von der Sphäre der freien Zeit und der freien Räume her zu beobachten. Vor allem versuchen wir, die subjektive Bedeutung der Teilnahme an freizeithlichen Gruppen-Orientierungen empirisch in den Blick zu nehmen und dabei so etwas wie distinkte und distinktive Lebensstile zu rekonstruieren (vgl. hierzu auch Neidhardt 1983; Michailow 1985). Wir verstehen unter Freizeit zugleich den Zeitraum freiwilligen Konsums sozial bereitstehender, materieller und ideeller „Waren“ und den Zeitraum subjektiv motivierten „Tuns und Lassens“. Im Freizeitraum, so ließe sich das vielleicht anschaulich ausdrücken, konzentriert sich die große Hoffnung auf das kleine Glück und der Glaube an das eigene schöpferische Potential (so konventionell es dann auch immer aus-geschöpft wird). Im Freizeitraum produzieren ganz gewöhnliche Menschen ganz alltägliche Kultur. Und diese private Kultur überformt, modifiziert und durchbricht auch ganz alltäglich, durch ihren bloßen Vollzug, „en detail“, die als unwirklich, fremd und oft zwanghaft empfundenen institutionellen Großstrukturen.

3. Bewältigung neuer Konfliktlinien

Als besonders relevant für unsere generelle Fragestellung betrachten wir neben dem, was man relativ fraglos unter dem Begriff „Vergnügungen“ subsumieren kann, vor allem alle Arten hauswirtschaftlicher Selbstversorgung (so ungefähr vom Kaffeekochen bis zu exzessiven Do-It-Yourself-Aktivitäten), außerdem verwandtschaftliche, nachbarschaftliche und andere gemeinschaftliche Hilfeleistungen und Produktionsformen, aber auch paraprofessionelle Formen der Schattenarbeit, und schließlich den Bereich kooperativ organisierter Alternativökonomie. – Zurückgreifend wieder auf die allgemeinen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, bedarf es keiner besonderen prophetischen Gaben, um zu konstatieren, daß galoppierende Elektronisierung und Automatisierung, sinkende Realeinkommen, schwindender Bedarf an menschlicher Lohn-Arbeitskraft und Sinn-Defizite in massenkulturell verabreichten Orientierungsrahmen kurz- und mittelfristig die Bedürfnisse und Präferenzen der sowohl von erwerbswirtschaftlichen Anforderungen als auch von Geld-Mitteln „freigesetzten“ Menschen verändern und sowohl die Neigung als auch die schiere Notwendigkeit zur Selbstverwirklichung und Lebensgestaltung in der Sphäre verbleibender und sich eröffnender Freizeiten und Freiräume weiter forcieren werden (vgl. Hitzler 1985b).

Damit stoßen wir wieder auf ein „Schwellenproblem unserer gesamten Lebensweise, nämlich auf die Frage, ob sich unsere Gesellschaft spalten wird in eine Mehrheit einerseits, der es relativ gutgeht, die Erwerbs- und Lohnarbeit hat und sozial abgesichert ist, und in eine wachsende Minderheit andererseits, die, arbeitslos und marginalisiert, als wirtschaftliche Reservearmee sozusagen vor den Toren unserer erschöpften Wohlstandsgesellschaft steht (vgl. Gross 1981, auch Hegner 1981). – Wir tendieren allerdings, insbesondere aus kultursoziologischen Überlegungen, zu einem etwas anderen Szenario: Wir meinen, wie bereits angedeutet, daß die Bedeutung der menschlichen Erwerbsarbeit in der herkömmlichen Art – nach und im Zusammenhang mit einer krisenhaften Phase des Umbaus – insgesamt abnehmen wird. Das, was „Arbeiten“ heißt, wird wieder diffuser, mehrdeutiger werden, wird nicht mehr als abgesonderter Block im Tages- und Lebenslauf des Menschen herumstehen. An der neuen Mikro- und damit auch an einer neuen Makrotechnologie wird kaum ein Weg vorbeiführen. Aber das Problem wird langfristig nicht „Arbeitslosigkeit“ heißen, sondern „befriedende Umverteilung“ des mehr oder weniger automatisch erwirtschafteten Sozialprodukts. Und das Problem wird auch heißen „Bewältigung von neuen Konfliktlinien“ (wie sie sich aktuell z. B. in den Gruppenansprüchen von Frauen, Jugendlichen, Ausländern und Behinderten, aber auch zunehmend von älteren Arbeitnehmern und Frührentnern abzeichnen (vgl. hierzu auch Offe 1984).

4. Lebensstil als Vorhut postmoderner Lebensweise?

Auf eine weit weniger schlagzeilenträchtige Weise aber wächst neben dem hochproduktiven superindustriellen Sektor, augenscheinlich unaufhaltsam auch der informelle *Eigenarbeits-Bereich*. Ganz allmählich beginnen sich bestimmte soziale Typen herauszukristallisieren, die sich weder von der Erwerbswirtschaft her, noch vom radikalen Ausstieg bzw. der radikalen Ausgrenzung aus derselben definieren und verstehen lassen, die vielmehr auf vielfältige Weisen zwischen den Extremen balancieren, und die Arbeiten gegen Lohn, Arbeiten gegen sonstiges Entgelt und sonstige Vergütungen, Arbeiten ohne Vergütungen und sogar Arbeiten, bei denen sie bezahlen, um sie verrichten zu dürfen, in immer neuen Konstellationen mischen und integrieren. Ein solcher, in vielerlei konkreten Gestalten auftretender, Teilzeit-Typus könnte durchaus die „Idealfigur“ einer sich in neuen technologischen und ideologischen Schüben abzeichnenden, „postmodernen“ (?) Lebensweise sein. Zumindest spricht einiges für die Durchsetzungsfähigkeit solcher mehrdimensionaler, also situationsflexibler Orientierungsmuster im künftigen Alltagsleben (vgl. Gross, Hitzler und Honer 1985; vgl. auch Heinze und Olk 1982). Diese unsere Auffassung korrespondiert auch recht weitgehend mit einer Einschätzung der Entwicklung, die das Institut für Freizeitwirtschaft in München in Form einer einfachen Klassifizierung verbreitet (z. B. in Spiegel-Verlag 1983 und in IFF 1984): Danach hat in der Phase des sogenannten „Wiederaufbaus“ in der Bundesrepublik ein arbeitsorientierter Lebensstil vorgeherrscht. D. h., Freizeit wurde (und wird von diesem Typus noch im-

mer) verstanden als Reproduktions- und Rekreationsphase, die dazu dient, die Erwerbsarbeitskraft zu erhalten bzw. wiederherzustellen.

Ab den späten sechziger Jahren hat sich dann, infolge des Heranwachsens neuer Altersgruppen, stetig ansteigender Einkommen, faktischer Arbeitszeitverkürzungen und allgemeiner sozialer Absicherung, das Selbstverwirklichungsbedürfnis der Menschen mehr und mehr auf die als „frei“ empfundenen Zeiträume verlagert. D. h. Freizeit wurde (und wird von diesem Typus noch immer) verstanden als Gegenwelt zur Arbeit schlechthin, als Bereich des Genießens und Konsumierens, des Wählenkönnens, Mitmachens und Spaßhabens. Der immense Aufschwung der gesamten Freizeitindustrie in den siebziger Jahren resultiert im Grunde aus den durch diesen *hedonistischen Lebensstil* ausgelösten Nachfragewellen. Aktuell nun bereitet sich, wiederum insbesondere bei der jüngeren Generation, eine neue, dritte, von den beiden vorhergehenden deutlich unterschiedene Einstellung aus: Der *integrierte Lebensstil*, der sich als Reaktion auf die Sättigung und Übersättigung mit Konsumgütern und auf das Sichtbarwerden von vor allem ökologischen Grenzen des Wachstums erklären und als Wandel der alltäglichen Orientierung hin zu sogenannten „postmaterialistischen“ Werten verstehen läßt. D. h. Freizeit ist hier nun nicht mehr der „andere“, der der Zwangszeit gegenübergestellte Bereich. Pflicht und Vergnügen fließen vielmehr, zumindest ideell, zusammen, bzw. rotieren ständig um ein Zentrum vielfältigen tätigen Engagements. Der integrierte Lebensstil zielt darauf ab, Zwangszeiten zu minimieren und alle Zeiträume zu befreien in einer Wiederentdeckung der „vita activa“.

Hier bestehen auch unseres Erachtens Chancen, die Anonymisierung der Sozialbeziehungen, die Entfremdung vom eigenen Handeln, die Ohnmachtserfahrungen, die generelle Verunsicherung, welche unseren gegenwärtigen Lebensvollzug ja auch kennzeichnen, in *neuen Formen freizeiträumlicher Praxis* aufzufangen. Zumindest scheint sich eine Möglichkeit abzuzeichnen, der drohenden – und zwangsläufig dann repressiven – Spaltung der Bevölkerung in Erwerbsgruppen zum einen und in ausgegrenzte, verelendende Problemgruppen zum anderen eine Alternative entgegenzusetzen. Um diese zu verwirklichen, müssen allerdings massive politische Maßnahmen mit einem allgemeinen Umdenkungsprozeß kombiniert werden. Dies läßt sich nicht „von heute auf morgen“ bewerkstelligen, dies empfiehlt aber gewisse praktische Pionierformen ebenso unserer Aufmerksamkeit wie unkonventionelle sozialpolitische Entwürfe.

5. Freizeitkultureller Lebensstil als Perspektive?

Es könnte aber auch zu einer dauerhaften Polarisierung, zu einer Art Lebensstil-Kampf kommen zwischen den Menschen, die technologisch-hedonistisch (sozusagen auf ein elektronisches Schlaraffenland hin), und denen, die ökologisch-integrativ (sozusagen auf den Mutter-Erde-Mythos hin) orientiert sind (vgl. hierzu Robertson 1985). Wahrscheinlicher aber ist es, daß wir eine unübersehbare Vielfalt koexi-

stierender Mischformen bekommen werden, daß wir weder auf die große weiche Harmonie noch auf den großen harten Antagonismus zusteuern, sondern auf einen sozialen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Alltag der kleinen Querelen, Schikanen und Kompromisse. (Die Rede von der Pluralität der Lebens-Welten, der Lebensformen und der Lebensstile wirkt oft vorschnell ein wenig unkritisch, ja unbedarft, so, als sollten Probleme vertuscht oder verniedlicht werden. Dem ist durchaus nicht so. Die Rede vom Pluralismus meint keineswegs von vornherein Einvernehmlichkeit oder auch nur Toleranz. Sie meint lediglich, daß keine Perspektive zwingend, keine Ideologie überzeugend, keine Position stark genug ist, um sich verbindlich durchzusetzen, aber eben stark genug, um sich *neben* anderen zu behaupten). Die einen wollen vor allem aktiv Sport treiben, oder sich doch zumindest körperlich bewegen; die anderen suchen einfach Ruhe und Entspannung, und die dritten wollen basteln und werkeln. Wieder andere wollen vor allem „abschalten“ bzw. umschalten auf Zerstreuungen vom Fernsehen bis zum Phantasiepark; manchen liegt vor allem an irgend einer Form von Geselligkeit; manche drängt es nach Bildung, die nächsten nach Umsetzung ihrer politischen Interessen. Bei den einen ist Reisen angesagt und vielleicht sogar ein wenig Abenteuer, bei anderen das Spiel mit dem materiellen Risiko usw.

Es erscheint wenig fruchtbar, Spekulationen darüber anzustellen, in welchem prozentualen Ausmaß das eine zu- oder das andere abnehmen wird, weil jede solche Einschätzung zwangsläufig von dem *Gesamtszenario* abhängt, das man entwirft. Unseres basiert eben darauf, daß es so etwas wie eine Grundmentalität gibt, die aber verborgen ist hinter einem Pluralismus von Wahlmöglichkeiten, der eher noch zu- als abnimmt, daß immer neue instabile Koalitionen und Konfliktlinien entstehen, deren jeweilige Bedeutung sozusagen kulturkonjunkturell schwankt, daß insgesamt die Bereiche zwanghafter Auferlegtheiten und freiwilliger Verfügbarkeiten diffundieren, und daß so etwas wie engagiertes Tätigsein in vielerlei Gestalten zwischen laboristischer Arbeitsethik und konsumistischer Freizeitethik von vielen – aus Neigung wie aus Notwendigkeit – entdeckt oder wiederentdeckt wird. Wenn nichts Außergewöhnliches passiert, weist der – allerdings vielfach gebrochene, inkonsistente – Trend damit in eine Richtung, die Opaschowski (z. B. 1976, 1983) mit „freizeitkultureller Lebensstil“ etikettiert hat. Wohlgemerkt: als Trend, und wohlgemerkt: keineswegs linear.

6. Konsequenzen für Freizeiträume

Inwieweit dies nun alles wiederum *räumlichen Konsequenzen* zeitigt, ist schwerlich ein- und abzuschätzen. Die Veränderung, ja überhaupt die Veränderbarkeit von Wohn-, Arbeits-, Bildungs-, Therapie- und Spiel-Räumen (vgl. Mehrabian 1978), hängt zwar sicherlich mit der Entwicklung freizeitkultureller Lebensstile zusammen, darüberhinaus aber auch mit einem mindestens ebenso komplexen Bündel externer Faktoren. Und die Ursachen-Wirkungs-Beziehungen sind alles andere als eindeutig, sondern vielfach reziprok miteinander verschränkt.

Es scheint so etwas wie ein menschliches *Grundbedürfnis nach „bergendem Raum“* zu geben, ein Verlangen nach „Gemütlichkeit“ auch in der räumlichen Orientierung, die hier vielleicht mit „Behaglichkeit“ und „Wohnlichkeit“ umschrieben werden könnte (vgl. Bollnow 1980). Inwieweit dieses Bedürfnis nach Geborgenheit aber den eigentlichen Wohnraum übersteigt, ist fraglich: Während der Wohnraum ja so etwas wie eine dritte Hülle des Menschen darstellt, ist der Zweckraum zunächst eine Eingrenzung und Einfriedung des offenen externen Raumes nach nichtsubjektbezogenen Kriterien. Andererseits „heiligt“ der Zweck jedoch gewissermaßen den aus der unstrukturierten Ausdehnung herausgehobenen, insbesondere den durch Umbauung herausgehobenen Raum, macht ihn also zu einer „Stätte“ (vgl. Van der Leeuw 1955). An „Stätten“ nehmen wir nicht nur teil, wir erfahren uns auch als Teilnehmer am sozialen, am kulturellen, am religiösen, am politischen, am wirtschaftlichen Leben. An heiligen „Stätten“ sich zu versammeln, scheint ebenfalls eine fundamentale menschliche Neigung zu sein (vgl. Halbwachs 1985). Und Opaschowski (1983, S. 91) wiederum konstatiert ganz aktuell einen Trend des freizeitorientierten Menschen „weg von den eigenen vier Wänden“ und hin zu öffentlichen Spiel-Räumen. – Auch wir können uns durchaus vorstellen, daß selbst ein typischer „homo clausus“ wie der Heimwerker künftighin nicht mehr nur einsam in seinem Hobbykeller dahinbastelt, sondern als „betreuter Do-It-Yourself-Man“ (wie er von der einschlägig interessierten Industrie bereits propagiert wird) in mit Maschinen und Werkzeugen wohlausgestatteten Studios unter Anleitung handwerklich geschulter Animateure ein bisher ungeahntes Gruppengefühl entwickelt.

Zwei Gesichtspunkte allerdings sind bei dieser postulierten Willigkeit, herauszugehen aus den eigenen vier Wänden, ja bei dieser gesamten Einschätzung des freizeiträumlich tätigen Lebensstils, zu berücksichtigen, wobei der erste Aspekt der weitaus unproblematischer ist: Weg von den eigenen vier Wänden provoziert unweigerlich die *Frage nach dem „Wohin“*. Und wenn die philosophischen Experten für menschliche Raumorientierung recht haben, dann folgt daraus wohl die praktische Forderung, nicht einfach nur Nutzräume bereitzustellen, sondern eben tatsächlich „Stätten“ zu schaffen; „Stätten“, die in einer – im traditionellen Sinne – säkularen Zeit jenes Gefühl zu vermitteln vermögen, das dem analog wäre, was die Menschen schon von jeher in „heiligen Hallen“ verspürt haben mögen: das Gefühl der Teilhabe, das Einbezogenenseins in einen sinnstiftenden ideellen Zusammenhang.

Der zweite Aspekt ist sehr viel gravierender. Er erscheint bis jetzt nicht nur unlösbar, sondern auch in seinen Konsequenzen noch kaum abschätzbar: Es geht um die soziokulturellen Auswirkungen der sich mit epidemieartigen Verbreitungsraten erwarteten, Abwehrschwäche des menschlichen Immunsystems, *Aids* (Acquired Immune Deficiency Syndrome) genannt. *Aids* ist eine (wie auch immer) ansteckende Krankheit, gegen deren tödliche Folgen die Medizin noch keine Behandlungsmöglichkeiten gefunden hat. Auch das Ansteckungsrisiko läßt sich allenfalls mit praktischen Vorsichtsmaßnahmen mindern, aber nicht mit medizinischen Mitteln vermeiden.

Das soziokulturelle Problem, das aus dem Phänomen *Aids* resultiert, ist aber gar nicht die Krankheit selber, das soziokulturelle Problem ist, wie unsere Gesellschaft auf die zunehmende und von Massenmedien schlagzeilenartig geschürte Furcht vor dieser Krankheit reagiert und künftig reagieren wird. *Aids* mobilisiert, mitten in einer medizinisch anscheinend perfekt versorgten Gesellschaft, archaische Todesängste bei immer mehr Menschen, die sich gegenüber der realen Gefährdung verselbständigen und unseren Alltag, unsere Gewohnheiten, unsere gesamte Lebensweise zu verändern drohen (vgl. Rühmann 1985). *Aids*, bzw. eben die Furcht vor *Aids*, wird, wenn die Medizin nicht sehr bald mit einem Gegenmittel aufwarten kann, zu einer sozialen Katastrophe führen, zu einer Zerrüttung sämtlicher Lebensbereiche. Und deshalb wäre es derzeit mehr als nur leichtfertig, mit Prognosen oder gar mit statistischen Schätzungen zur Entwicklung unserer Kulturgewohnheiten aufzuwarten, ohne darauf hinzuweisen, daß man derzeit nicht davon ausgehen kann, es käme nichts dazwischen. Das, was dazwischenkommt, scheint bereits dazusein, oder zumindest unübersehbar vor der Tür zu stehen.

Was immer dabei im einzelnen auf uns zukommen dürfte (wozu sich beim derzeitigen Stand der Informationen noch kaum seriöse Aussagen machen lassen), in dem Maße, in dem spektakuläre Erkrankungen bekannt werden, und in dem Maße, in dem sich die Furcht vor einer Infektion in der Bevölkerung verbreitet, werden sich nicht nur unsere relativ liberalen Sexualgewohnheiten ändern, vielmehr wird unsere gesamte gewohnte *Freizeitkultur zusammenbrechen*. (Daß der Trend „weg von den eigenen vier Wänden“ sich umkehren dürfte in den fluchtartigen Rückzug genau dorthin, könnte dabei noch zu den verhältnismäßig harmlosesten Erscheinungen zählen.) Es geht keinesfalls darum, mit dem Hinweis auf solche naheliegenden Entwicklungsmöglichkeiten die keimende kollektive Hysterie wohnöglich noch anzuheizen. Aber wir sollten uns vergegenwärtigen, daß *Aids* als Krankheit zwar ein Problem unserer medizinischen Experten darstellt, daß die Furcht vor *Aids* aber nicht zuletzt, sondern nachgerade zuerst ein Problem unserer Kultur- und Freizeit-Experten ist, oder zumindest mit einiger Wahrscheinlichkeit werden könnte.

Literaturverzeichnis

- Bollnow, Otto, F.: Mensch und Raum. Stuttgart u. a. 1980⁴.
- Dumazedier, Joffre: Sociology of Leisure. Amsterdam u. a. 1974.
- Gross, Peter: Zur Dynamik von Bedürfnissen und Bedarfsausgleichssystemen in postindustriellen Gesellschaften. In: Sociologia Internationalis, H. 1/2, 1981.
- Gross, Peter; Hitzler, Ronald; Honer, Anne: Selbstermacher. Forschungsbericht Nr. 1 (DFG-Projekt „Heimwerker“). Bamberg 1985.
- Gross, Peter; Hitzler, Ronald; Honer, Anne: Kleine Konstruktionen. Bamberg, Ms. 1986.
- Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt/M. 1985.

- Hegner, Friedhart: Abkehr von der Einbahnstraßen-Gesellschaft. In: Sociologia Internationalis, H. 1/2, 1981.
- Heinze, Rolf G.; Olk, Thomas: Arbeitsgesellschaft in der Krise – Chance für den informellen Sektor? In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, H. 1/2, 1982.
- Hitzler, Ronald: Wir Teilzeit-Menschen. In: Die Mitarbeit, H. 4, 1985a.
- Hitzler, Ronald: Zur Wiederentdeckung des Arbeitens jenseits der Lohnarbeit. (Vortrag im Selbstverwalteten Kommunikationszentrum Nürnberg). Köln, Ms. 1985b.
- IFF (Institut für Freizeitwirtschaft): Spezialstudie Do-It-Yourself. Bd. I. München 1984.
- Leeuw, Gerardus van der: Phänomenologie der Religion. Tübingen 1955².
- Mehrabian, Albert: Räume des Alltags oder wie die Umwelt unser Verhalten bestimmt. Frankfurt/M., New York 1978.
- Michailow, Matthias: Individualisierung als umfassender sozialer Erosionsprozeß? Über Lebensstil als Vergesellschaftungsform. Aachen (Ms.) 1985.
- Neidhardt, Friedhelm: Themen und Thesen zur Gruppensoziologie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 25, 1983.
- Offe, Claus: „Arbeitsgesellschaft“. Strukturprobleme und Zukunftsprospektiven. Frankfurt/M., New York 1984.
- Opaschowski, Horst W.: Freizeitkulturelle Bildung. In: Recht der Jugend und des Bildungswesens. H. 5, 1976.
- Opaschowski, Horst W.: Arbeit. Freizeit. Lebenssinn? Opladen 1983.
- Robertson, James: Zukunftsmodelle zu Lebensweisen und Gesundheit. In: Opicelka, M. (Hrsg.): Die ökosoziale Frage. Frankfurt/M. 1985.
- Rühmann, Frank: A.I.D.S. – Eine Krankheit und ihre Folgen. Frankfurt/M., New York 1985.
- Scheuch, Erwin K.: Die Problematik der Freizeit in der Massengesellschaft. In: Scheuch, E. K.; Meyerson, R. (Hrsg.): Soziologie der Freizeit. Köln 1972a.
- Scheuch, Erwin K.: Freizeit heute – Freizeit morgen – Freizeit wozu?. In: Freizeit '72. Hrsg. von Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk / Deutsche Gesellschaft für Freizeit. Essen 1972b.
- Schwarz, Udo H. A.: Das Modische. Berlin 1982.
- Spiegel-Verlag (Hrsg.): Freizeitverhalten. Bd. II der Reihe „Märkte im Wandel“. Hamburg 1983.
- Anschrift des Verfassers: Dr. Ronald Hitzler, Universität zu Köln, Forschungsinstitut für Soziologie, DFG-Projekt „Heimwerker“, Greinstr. 2, 5000 Köln 41

GERD KOCH · BERLIN

Entdeckungsreise im Reich der Ätherwellen – Zum Radiohören im Urlaub

Wenn jemand eine Reise tut, dann kann er was (mal mehr, mal weniger) erzählen. Das stimmt. Richtig auch ist, daß einmal im Urlaub viel erzählt wird, daß man viel erlebt, sonst hätte man ja nichts zum Weitererzählen. Die eigenen Erlebnisse werden dann ergänzt durch Geschichten und Zufälligkeiten im Urlaubsalltag. Wem das alles noch nicht genug ist, der kann sich noch mehr informieren lassen, der könnte etwas ganz anderes – was sich aber immer mehr durchsetzt! – machen: nämlich *Radiohören*, etwas was man im eigenen Lande nicht mehr so oft tut, weil man fernsieht. Im Auslandsaufenthalt, auf Reisen hören nun immer mehr Leute das alte, gute Dampfradio. Ja, für Deutsche im Ausland, die ständig dort leben (Entwicklungshelfer, Lehrer, Ingenieure, Diplomaten, Globetrotter usw.), ist das Radio manchmal die, wenn nicht einzige, so doch schnellste Informationsquelle von zu Hause.

Die *Deutsche Welle* zum Beispiel ist für viele Deutsche im Ausland so interessant, daß es mittlerweile etwa zehn sogenannte „Hörer-Clubs“ fürs gemeinsame Radiohören, Reden, Feiern und Anregungen an den Sender geben, gibt. Die Deutsche Welle übrigens sendet in zig Sprachen: Man erkennt den Sender, auch wenn man die Sprache der Sendung nicht versteht, am Sender-Pausen-Zeichen: Dieses ist immer gleich, ob in deutsch, portugiesisch oder für Nigeria (West-Afrika) gesendet wird. Alle Stunde gibt die Deutsche Welle Nachrichten auf Kurzwelle. Es gibt den Wetterbericht für Deutschland (wie schön, wenn man in Malaga schon fast einen Sonnenbrand hat und daheim nur 2 bis 6 Grad Celsius über Null sind!). Auch werden die Lottozahlen durchgegeben (so kann man auch im Urlaub vom Lottogewinn überrascht werden und in Rio de Janeiro noch das zweite Steak Assado bestellen). Die wichtigsten Tagesnachrichten werden am Ende der jeweiligen Nachrichtensendung knapp wiederholt, so daß auch der, der den Kurzwellsender nicht pünktlich zur vollen Stunde gefunden hat, noch einen „Nachschlag“ bekommt. Anschließend an die Nachrichten gibt es häufig einen Kommentar oder die Presseschau; dann Musik oder eine Sendung über Land und Leute in Deutschland. Häufig handelt es sich hierbei um Sendungen, die von den einzelnen Landesrundfunksendern der ARD übernommen werden, z.B. vom Saarländischen Rundfunk oder vom Westdeutschen Rundfunk, aber auch vom Deutschlandfunk.

Es wurde schon gesagt, daß dieser Sender auf der Kurzwelle sendet – ein Wellenbereich, den wir in Deutschland selten benutzen, es sei denn, wir sind Funkamateure. Die *Kurzwelle* hat jedoch eine gute Reichweite und so wird sie bei diesem voll ausgebauten Sender auch benutzt. Die genauen Wellenangaben um ihn zu finden, kriegt man mehrmals am Tage vor den Nachrichten und man kann sie auch bei der Deut-